

(Nachdruck verboten.)

19] Neu-Karthago.

Roman von Georges Eckhoud.

Eines Tages sah er der Kranken zur Seite im Wintergarten inmitten der einen betäubenden Wohlgeruch ausströmenden Blumen, mit denen sich Gina zu umgeben liebte. Seit ihrer Krankheit hatte sie sich an Laurent's Gegenwart gewöhnt und ließ sich seine sorgende Aufmerksamkeit wie die eines Krankenpflegers gefallen. Gewöhnlich pflegte er ihr vorzulesen, und es trug zur Unterhaltung der Kranken nicht wenig bei, ihre herrische Laune an dem Vorleser auszulassen. Heute Morgen besonders leistete er sich ein übriges an Unbedachtlichkeit und Stotterei. „Was machen Sie denn nur heute, Laurent,“ murmelte sie, „ich verstehe keine Silbe von dem, was Sie lesen!“

Er ließ das Buch auf den Tisch sinken und ergriff die abgemagerten Hände des Mädchens. „Regina“, stammelte er, „ich muß Ihnen etwas Ernstes, etwas sehr Ernstes mittheilen — — —“ Er hielt plötzlich inne, sah ihr starr in die Augen und wurde über und über roth. Der Name Door Bergmans lag ihm auf der Zunge, ohne daß es ihm gelingen wollte, einen Ton herauszubringen. Die Vornehmheit eines unwiderstehlichen Dranges, der ihm die ruhige Ueberlegung verlieren ließ, sank er auf die Knie und bedeckte Gina's Hände mit glühenden Küßchen und heißen Föhren. Die zu Tode Erschrockene wehrte die Liebeslungen des Jüdringlichen mit aller Entschiedenheit ab und mühte sich, ihre Hände freizubekommen. Aber dieser Widerstand und die Abneigung, die er bezeugte, ließ ihn nur noch stürmischer werden. Er umfaßte die Taille des Mädchens und suchte es mit Gewalt an sich zu ziehen. In ihrer Bedrängniß stieß Gina einen markerschütternden Schrei aus, auf den die die Vorsehung repräsentirende Felicitas ungefümt herbeieilte.

„Das wird ja immer schöner!“ kreischte das Faktotum und rang verzweifelt die Hände.

Laurent lief mit geballten Fäusten eilig davon. Der untadelige Hausflabe versohlte nicht, der Herrschaft unberzüglich treuen Bericht über den Vorfall zu erstatten, was zur Folge hatte, daß Laurent auf der Stelle sein Känzgen schnüren und in das Institut zurückkehren mußte.

Von dort aus schrieb der Sünder, der jetzt wieder ganz Kleinmüthig geworden war und seine ungestüme Heftigkeit arg bereute, in der Unruhe wegen der Folgen, die die Aufregung für Gina's Gesundheit haben konnte, einen Brief nach dem anderen mit der Bitte, ihm ungehend Nachricht zu geben. Die Briefe blieben indessen sammt und sonders unbeantwortet. Er bekam einen ordentlichen Ekel vor sich selbst. Mit Gina stand es gewiß nicht gut, und daran war nur er allein schuld. Vielleicht lag sie auf den Tod darnieder, am Ende war sie gar schon todt! Da er die peinigende Ungewißheit nicht länger ertragen konnte, verlieh er eines schönen Tages heimlich die Anstalt und kam wie eine Bombe ins Haus geplagt. Der Telegraph hatte indessen Herrn Dobouziez bereits von der Flucht seines Bündels verständigt und die erste Person, der der Ankommende in der Fabrik begegnete, war der schreckliche Saint-Jardier.

„Da haben wir ja den Laugenichts!“ schrie der Pascha und bezeigte nicht übel Lust den Ausreißer an den Ohren zu ziehen.

„Ich beschwöre Sie, Herr Saint-Jardier, sagen Sie mir um Gotteswillen, wie es meiner Kousine Regina geht!“ stotterte Laurent heraus.

„Frau Béjard geht es um so besser, als sie fernerhin mit Lümmeln Ihrer Art nichts mehr zu thun haben wird...“

Frau Béjard! Laurent hörte nichts weiter als diese beiden Worte und war so fassungslos, daß er sich nicht einmal vertheidigte, als ihm Saint-Jardier am Kragen packte. Gerade in dem Augenblick war auch Dobouziez herangetreten. „Lassen Sie ihn los,“ sagte er zu seinem Sozjus, „ich werde mit dem Schlingel bald fertig sein!“ Und zu Laurent gewendet fügte er ein herrliches „Kommen Sie mit ins Komptoir“ hinzu.

Laurent folgte mechanisch dem Voranschreitenden.

„Hier sind hundert Fran!“ begann der Vormund, als er vor dem Schreibtisch Platz genommen hatte. „Jeden ersten des Monats werden Sie die gleiche Summe erhalten. Sie repräsentirt den Zinsbetrag aus dem Vermögen, das Ihnen Ihr Vater als Erbschaft hinterlassen hat. Sehen Sie zu, wie Sie durchkommen. . . . Viel Glück auf den Weg! . . . Und nun noch eins! Sie werden fortan mit keinem Mitgliede meiner Familie mehr irgendwelche Beziehungen haben. . . . Unser Haus bleibt Ihnen in Zukunft verschlossen. . . . Adieu! . . . Sie können gehen!“

„Nicht wahr, Kousine Gina ist doch nicht Frau Béjard geworden?“ wagte Laurent zu fragen, der den großen Mann, der eben über ihn ausgesprochen war, gar nicht weiter beachtete.

„Frau Béjard ist Ihre Kousine nicht mehr! Und nun nehmen Sie Ihr Geld und sorgen Sie dafür, daß ich nie wieder etwas von Ihnen höre!“

Laurent war auf der Schwelle stehen geblieben. Herr Dobouziez hatte schon wieder vor seinem Arbeitstisch Platz genommen und nahm seine Arbeit so gleichmüthig wieder auf, als wäre gar nichts Besonderes vorgefallen, als hätte es sich einfach darum gehandelt, einen jungen Mann zu verabschieden.

Diese theilnahmslose Gleichgiltigkeit war ganz dazu angethan, Laurent zu verlegen und ihm die Lage in ihrer ganzen Klarheit zum Bewußtsein zu bringen. Seit einigen Sekunden glaubte er den Boden unter den Füßen zu verlieren und in einen Abgrund zu versinken, jetzt stieg er mit einem Mal wieder zum Licht und Leben empor.

„Sei's darum“, dachte er, „wenn denn einmal geschieden sein soll, kann's auch so geschehen.“ Er trat durch das Thor ins Freie. Als Gegenströmung der eben erhaltenen Eindrücke überkam ihn auf der Straße plötzlich eine nervöse Heiterkeit, die ihn alles im rosigsten Lichte sehen ließ. War er fortan denn nicht frei und sein eigener Herr? Keine Schule, keine Beaufsichtigung und lästige Bevormundung mehr! Und vor allem hatte es jetzt mit allen Gewissensbedenken, der Eifersüchtelei und dem ganzen Liebeszauber ein Ende! Frau Béjard befreite ihn, wie er wenigstens im Augenblick glaubte, auf immer von Gina!

„Und zu denken, daß diese Dobouziez mir allen Ernstes eine Strafe aufzuerlegen glauben, wenn sie ihre Hand von mir ziehen!“ murmelte er im Ueberfluge jugendlicher Erregung. „Und der rohe Patron, dieser Saint-Jardier! Wenn mich die Nachricht nicht so niedergeschmettert hätte, ich hätte den Kerl erdroffeln mögen. . .“

Er schritt längs des Fabrikgrabens dahin: „Mit Dir bin ich nun auch fertig! Was auf dem Grund Deiner schlammigen Fluth fault, ist meine Vergangenheit. . . . Eine Leiche, eine todte Puppenhülle ist alles, was Du von mir zurückhältst. Deine Göttin heißt jetzt Frau Béjard. Es ist schließlich überall derselbe Morast, aber wenn ich die Sache recht bedenke, scheint mir Dein Schmutzwasser noch lange nicht so widerlich und ekeleregend wie gewisse Heirathen!“

XI.

Laurent fühlte sich als freier Mann und schlenderte mit stolz emporgerichtetem Kopf und selbstbewußter Haltung durch die Straßen seiner Vaterstadt. Zunächst drängte es ihn, sich so schnell als möglich eine Wohnung zu suchen. Das Handelsquartier im Zentrum der inneren Stadt gefiel ihm vor allen anderen. Er miethete schließlich ein Zimmer im zweiten Stock eines dieser malerischen Holzhäuser mit den spitz zulaufenden spanischen Giebeln am „Mischmarkt“, einer engen Durchgangsstraße, die von früh bis abends von Fuhrwerken aller Art nicht leer wurde.

Von Laurent's Fenstern sah man über die gegenüber liegenden Häuschen hinweg auf den Garten des Dom-Dechanten. Das mächtige gothische Schiff der Kirche wuchs über die Baumkrone empor. Einige Dohlen flogen krächzend um die Thurmspitze der Kathedrale.

Hier im Dom war Laurent getauft worden, und gerade in dem Augenblick ließ das altbekannte, liebe Klodenspiel, die melodische Seele des Thurms, dessen Klängen er in seinen Kinderjahren oft genug gelauscht hatte, wenn er mit den Jungen der Nachbarschaft vor der Thüre spielte, eine alt-

flämische Ballade, die Eista ehemals mit Vorliebe zu singen pflegte, ertönen:

„Am Ufer des hurtig plätschernden Baches
Saß klagend ein bleiches Jungfräulein.“

Nach richtig, Eista! Laurent beschloß, sie auf der Stelle aufzusuchen.

Er schritt ruhig zum Hasenplatz hinunter, wo neue Eindrücke auf ihn einströmten, und bog auf den Burgplatz ein, um dann dem Quai entlang, der sich hier erweitert und in einer scharfen Spitze in das Hasenbassin ausläuft, bis zum äußersten Endpunkt des Damms zu gehen, von dem aus man eine herrliche Aussicht genießt.

Fluß auf- und abwärts wälzte die Schelde mit majestätischer Ruhe ihre stolzen Wassermassen dahin. Gegen Nordwesten zu machte sie eine Krümmung, bog wieder in die alte Richtung zurück, um dann in vielfachen Schlangenwindungen ihren Weg fortzusetzen, als wenn sie zurückkehren und die Metropole, die Perle unter den Städten, denen sie auf ihrem Lauf begegnete, noch einmal grüßen wollte, ehe sie sich schweren Herzens zum Abschiednehmen entschloß.

Am Horizont flohen weißschimmernde Segel dem Meere zu; die Schornsteine der Dampfer wickelten ihre langen krausen Rauchbänder in den milchfarbigen flockigen Wolkenhimmel hinaus wie Auswanderer, die mit ihren Taschentüchern einen letzten Scheidegruß winken, so lange das geliebte heimathliche Gestade noch in Sicht ist. Seemöven streiften mit weißen, schwebenden Flügeln die blaßgrüne Wasseroberfläche, deren abgetönte Farbennuancen kein Marinemaler wiederzugeben vermag.

Die Sonne stieg langsam am Himmel herab. Auch sie konnte sich zum Scheiden sehr schwer entschließen. Ihr brandrothes, von breiten Goldbändern durchwirktes Licht ließ auf den Wellenfämmen leuchtende Blutstropfen erglänzen. So weit man sehen konnte längs der baummisäumten Quais und der dahinter liegenden üppigen Deichwiesen der Polder ein flimmerndes Funkeln farbenprägender Edelsteine.

Heimkehrende Fischerboote fuhren langsam dem Bootsplatz zu; Schwerefällige Barken trieben so lässig und langsam stromabwärts, daß sie still zu liegen schienen wie eingekullt durch die Liebkosungen des golddurchleuchteten Wassers, das wie das Fell einer Wildkatze phosphorescirte.

Die weißen Segel bekamen einen blaßrosa Farbenton. In scharfen Linien zeichneten sich die Umrisse der Schiffe, Bug und Rumpf in der klaren Luft ab. Und hier und da erschienen auf der Segelleinwand der Schaluppen die ins Ueberlebensgroße verzerrten schwarzen Schatten der Matrosen, die an der Uferwinde oder an den Rahen beschäftigt waren.

Nach rechts hin zogen sich tief in das Innere ungeheure Wasservierecke, die Bassins, aus denen das dicke Gezweig von tausenden von Rahen und Takelungen durchquerter Mastbäume herausragte. Und in diesem Mastenwald bildeten die zwischen den Bassins liegenden Häuser, Brücken, Sammelteiche, Schleusen und Trockendocks Lichtungen und Aussblide, die sich auf den Horizont öffneten. An manchen Punkten der Bassins häufte sich das Durcheinander zu solch wirrem Anäuel, daß Masten und Taue, von ferne gesehen, sich zu einem dichten Netz zu verstricken schienen, dessen enge Maschen den Ausblick nach dem opalblauen, hier und da mit einem schwach blinkenden Stern geschmückten Himmelsdom verperrten.

Das emsige Bienenwolk der Handelsstadt verdoppelte jetzt vor dem Feierabend seine hastende Thätigkeit, um sein Tageswerk aufzuarbeiten. Dem Wiederausbruch lärmender Thätigkeit folgten unvermittelte Ruhepausen. Die Kalfaterer, die mit dem Ausbessern des Schiffsrumpfes beschäftigt waren, ließen ihr Handwerksgeräth ruhen, die Ketten der Winden und Krähne unterbrachen ihr schrilles Getöse; der Dampfer, der eben noch geächzt und gestöhnt hatte, verstummte, und die aufmunternden Zurufe und der taktmäßige Gesang der aus Matrosen und Ladeleuten zusammengesetzten Arbeiterkolonne brachen jääh ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Astronomie und der Kalender.

(Nach einem von Prof. Förster in der Urania gehaltenen Vortrage.)

Das Wort **Kalender** haben wir aus dem Lateinischen übernommen, wo der erste jedes Monats als dies calenda, zu deutsch als auszurufender Tag bezeichnet wurde. Es deutet dies auf einen Gebrauch hin, der noch heute bei den mohamedanischen Völkern üblich ist; der junge Mond nämlich wird bei seinem ersten Wiedererscheinen nach dem Neumond begrüßt und sein Sichtbar-

werden, das Neulicht, wird dem Volke durch Ausruf bekannt gemacht. Bei den Griechen war eine etwas vollkommener Form der Verkündigung von Kalenderangaben in Gebrauch. Hier befand sich auf dem Markte eine Art Anschlagtafel, auf denen die Kalenderangaben eingegraben wurden. Beide Arten der Kalenderverkündigung haben dann offenbar sehr lange neben einander bestanden, bis der Kalender überhaupt etwas vollkommener wurde.

Die Vervollkommnung des Kalenders stand in innigstem Zusammenhang mit der Entwicklung der Astronomie, die ja die Mutter und die ständige Verwalterin der Kalendereinrichtungen ist. Daß man zunächst den Mond und den regelmäßigen Wechsel seiner Lichtgestalt benutzte, um mehrere Tage zu größeren Gruppen zusammenzufassen, war durchaus natürlich. Man hätte freilich aus den Tagen auch durch einfaches Zählen Gruppen bilden können; aber ein am Himmel eintretendes Ereigniß, das in gleicher Weise auch an Orien, die ziemlich weit von einander entfernt lagen, sichtbar war, bot so unverfehbare Vorzüge, daß die Zählung nach dem Monde überall üblich wurde.

Uebrigens ist die Beschäftigung im Laufe jedes Jahres durchaus an den jährlichen Lauf der Sonne gebunden. Wenn durch ihr Höhersteigen am Himmel Tag und Nacht gleich gemacht werden, muß man das Feld bestellen; ihr Stand im Sommer regelt die Thätigkeit in den einzelnen Abschnitten desselben, und unser ganzes Leben ist mit seiner Thätigkeit ganz unmittelbar an sie und ihren regelmäßigen Umlauf an der Himmelskugel gebunden. Ueberall mußte sich daher das Jahr nach der Sonne richten; höchstens in tropischen Gegenden war es möglich, einen reinen Mondkalender anzunehmen und beizubehalten. Da aber andererseits die meisten Verabredungen betreffs nächtlicher Versammlungen und Wanderungen zu Festen an helle Nächte und somit an den Vollmond gebunden waren, von dem ja auch unser Osterfest noch abhängt, so kam überall, wo sich nomadisches Leben entwickelte, ein von Sonne und Mond abhängiger Kalender auf. Damit häuften sich naturgemäß die Schwierigkeiten für die Astronomen, wenn es sich darum handelte, eine bestimmte Zahl von Mondmonaten in eine bestimmte Zahl von Jahren unterzubringen.

Schon sehr früh machte man die Bemerkung, daß 235 solcher Monate mit 19 Jahren zusammenfallen, und die alt-chinesische Zeitrechnung war auf dieser 19-jährigen sog. goldenen Periode bereits in rationaler Weise entwickelt. Um 432 vor Chr. scheint sie über Babylon nach Griechenland gekommen zu sein. Dort hatte um 700–800 v. Chr. die Delphische Priesterchaft einen reinen Mondkalender geschaffen, der allerdings bald in Verfall gerieth, weil er auf unvollkommener astronomischer Basis beruhte. Das ungeheure Nachtmittel, das die Priester in der Kalenderbestimmung in Verbindung mit der Sternkenntnis besaßen, gab die griechische Priesterchaft auf, weil ihr in dem sich entwickelnden Orakelwesen ein ungleich bequemeres Nachtmittel zufiel. Es begann daher in Griechenland bereits um 500 v. Chr. die ungehinderte Thätigkeit der Laien-astronomen.

In ganz besonderen Verfall gerieth mit der Zeit der römische Kalender. Dort wurde das Mondjahr durch Einschaltungen voller Monate in Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahr gebracht. Natürlich lag die Bestimmung dieser Einschaltungen der Priesterchaft ob, und somit hatte sie alljährlich über die Länge eines jeden Jahres zu entscheiden. Damit waren aber gewaltige wirtschaftliche Interessen verbunden. Ein Prokonsul z. B., der eine reiche Provinz verwaltete, ließ es sich gern etwas kosten, wenn er einen Monat länger bleiben durfte. Einem anderen wiederum lag daran, aus einer armen Provinz schnell nach der Hauptstadt zurückzukehren, und so entwickelte sich für die Einschaltung von Monaten ein gewisser Preis; je nachdem die eine oder die andere Seite mehr zahlte, wurde das Jahr länger oder kürzer. Daß hiermit eine große Unsicherheit aller bürgerlichen Verhältnisse verbunden war, liegt auf der Hand.

Hier schaffte Julius Cäsar Ordnung, indem er nach dem Beispiele der alten Ägypter die Verächtlichkeit des Mondes völlig beseitigte und lediglich ein Jahr von 365 Tagen, das alle 4 Jahre um einen Schalttag vermehrt wird, annahm. Im übrigen behielt er die Namen der Monate bei, die eine abwechselnde Länge erhielten, und mit ihrer durchschnittlichen 30 Tagen dem wirklichen Mondumlauf immerhin noch näher kommen, als etwa die vorgeschlagene Monatsdauer von $4 \times 7 = 28$ Tagen.

Dieser julianische Kalender hat unbestritten Geltung bis zum Jahre 1582 gehabt, wo durch die vatikanischen Astronomen unter Gregor XIII. eine etwas komplizirtere Schaltung festgesetzt wurde. Da die Zeit, in welcher die Sonne am Himmel vom Frühlingspunkt bis wiederum zum Frühlingspunkt wandert, das sogenannte tropische Jahr, nicht ganz $365\frac{1}{4}$ Tag beträgt, so wurden im julianischen Kalender in jedem Schaltjahr einige Minuten zu viel eingeschaltet, und dieser Fehler beträgt im Laufe von 400 Jahren drei volle Tage. Das Frühlingsaequinotium**) war vom Konzil zu Nicäa (324 n. Chr.) bis zu Gregor's Zeiten um volle 10 Tage im Datum gerückt. Die Kirche wollte, wie der Vatikan sagte, wieder eine Uebereinstimmung mit der Festsetzung jenes Konzils erreichen; in Wahrheit handelte es sich jedoch um eine Beseitigung der außer-

*) Ein Prokonsul verwaltete eine Provinz stets nur ein Jahr, und während dieses Jahres bereicherte er sich aus den Steuern in oft unglaublicher Weise.

**) Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

ordentlich großen Unzuträglichkeiten, die durch das Wandern des Osterfestes, das ja mit dem Aequinoctium verknüpft ist, verbunden waren. Die große agrarische Bedeutung, die das Osterfest eben wegen seiner Verbindung mit dem Aequinoctium hat, dem Zeitpunkt, der überall dringende Arbeit erfordert, war den Menschen deutlich zum Bewußtsein gekommen. Deswegen mußte das Aequinoctium ein unveränderliches Datum in jedem Jahre haben. Die vatikanischen Gelehrten lösten die Frage bekanntlich so, daß sie zehn Tage übersprangen und die Schaltregel dahin änderten, daß in 400 Jahren 3 Schalttage ausfallen, indem nur die durch 4 theilbaren Hunderte Schaltjahre sind, die übrigen nicht. Nachdem also das Jahr 1600 ein Schaltjahr war, fiel in den Jahren 1700 und 1800 der Schalttag aus, und dasselbe wird in dem Jahre 1900 der Fall sein.

Die katholischen Länder nahmen den gregorianischen Kalender natürlich sofort an, und die protestantischen benutzten das Jahr 1700, um die Differenz gegen den verbesserten Kalender nicht weiter wachsen zu lassen. Nur bei den Völkern des griechisch-russischen Glaubens blieb man bei der julianischen Zählung und hat dadurch jetzt bereits einen Unterschied von 12 Tagen gegen unser Datum erreicht. Im Jahre 1900 wird dieser Unterschied abermals um einen Tag wachsen. Es ist daher dringend zu wünschen, daß diese Gelegenheit von den russisch-griechischen Kulturvölkern benutzt wird, um die Kalender in Ordnung und in Uebereinstimmung mit dem gregorianischen zu bringen.

Wenn einige Gelehrte jener Länder verlangen, daß vorher auch der gregorianische Kalender nachgeprüft und verbessert werden solle, damit nicht in späteren Zeiten von neuem Änderungen nothwendig werden, so muß man das zurückweisen; denn das gregorianische Jahr schließt sich dem wahren tropischen Jahr so genau an, daß erst in einigen tausend Jahren ein Fehler bemerkbar wird. Uebrigens ist auch das tropische Jahr nicht ganz unveränderlich, und in den nächsten 1000 Jahren kommt sein wesentlich bestimmender Faktor, das sog. Aequinoctialjahr der nördlichen Halbkugel, dem gregorianischen Jahr immer näher.

Aber in einer anderen Beziehung kann man und sollte man jenen Völkern entgegenkommen, das ist in der Bestimmung des Osterfestes. Die gregorianische Schaltregel können sie viel leichter annehmen, als das gregorianische Osterfest. Und auch für uns hat das Schwanen des Osterfestes um 35 Tage sehr erhebliche Uebelstände. Das Schuljahr z. B. ändert seine Länge um mehrere Wochen, und dieser und andere Mängel können gänzlich beseitigt werden, sofern man nicht bei der Festsetzung der Ferien das Osterfest ganz außer acht lassen will. Schon 1582 hat sich der Papst mit der Frage des Osterfestes beschäftigt und die Erklärung abgegeben, daß religiöse Bedenken seiner anderweitigen Regelung nicht im Wege stehen. Damals siegte doch noch der Wunsch, es an die mondlichen Nächte zu binden. Heute bei unserem entwickelteren Verkehrsweisen ist dieser Umstand von bedeutend geringerer Wichtigkeit, wenn es auch Gegenden giebt, die unter einer anderen Festsetzung leiden werden. Aber das kann gegenüber den sonstigen Vortheilen nicht in betracht kommen. Der Papst wird hierin wahrscheinlich nachgeben und als Osterfest ohne Rücksicht auf den Mond den dritten Sonntag nach dem Frühlingsaequinoctium bestimmen; derselbe fällt dann stets in die Zeit vom 4. bis 11. April.

Kleines Feuilleton.

— Nordsee-Krabben. Die Tarifkommission der deutschen Eisenbahnen hat sich in ihrer jüngsten Sitzung auch mit den Garnelen (Nordsee-Krabben) beschäftigt, jenen kleinen, seitlich zusammengebrühten, dünnhäutigen Krebschen von röthlich-gelber Farbe, die in den Watten der Nordseeküste von der Küstenvölkung in großen Mengen gefangen werden. Einen wie bedeutenden Umfang das Gewerbe der Garnelenfischerei angenommen hat, wurde bei der Berathung, ob Garnelen und Miesmuscheln in den Spezialtarif für bestimmte Güter zu versetzen seien, auch ziffermäßig largestellt. Die kleinen Garnelen werden zu Düngezweden verwandt und kosten nach einem Bericht der „Wöln. Ztg.“ etwa 1 Pf. das Liter; die größeren werden sofort nach dem Fange in Salzwasser abgekocht und versandt. Die Hauptfangzeit liegt in den Monaten Mai bis November; der Preis schwankt je nach der Zeit und nach der Ergiebigkeit der Fänge und beträgt in der guten Zeit 15 Pf. für das Kilogramm. An der Jade wurden im Jahre 1889 300 000 Liter, 1896 schon 800 000 Liter eßbare Garnelen versandt. Der Fang an der ostfriesischen Küste wird nach Angabe der Handelskammer für Ostfriesland auf 280 000 Liter geschätzt. Von den Stationen Nordensham, Varel und Carolineninsel sind 1896 mit der Bahn im ganzen 383 589 Kilogramm versandt worden. Die Beförderung auf der Eisenbahn geschieht in Körben. Eine schnelle Beförderung ist geboten, weil die Garnelen, deren Hauptverandzeit in den Sommer fällt, leicht verderben. Infolge der hohen Güterfracht ist der Versand mit der Bahn auf weitere Strecken nicht gut thunlich. Eine Ermäßigung der Fracht wird das Absatzgebiet erweitern. Aus diesem Grunde hat denn auch die Tarifkommission beschlossen, „Muscheln und Schalthiere aus der See (ausgenommen Austern, Hummern, Langusten und Schildkröten), frisch oder bloß abgekocht“, in den Spezialtarif für bestimmte Güter aufzunehmen. —

Im Schauspielhaus gab es am Mittwoch eine veritable neue Tragödie. Man führte mit starkem Erfolg Fulda's „Herostrot“ auf.

Fulda hat uns mit einem wigigen Märchen, dem „Talisman“ beschenkt. Diesmal bringt er eine wigige Tragödie. An ihr hat der findige Kopf mehr Antheil, als das erfinderische Genie; sie ist im theatralischen Sinn an guten Anschlägen nicht arm, aber sie weicht mitunter wie wehleidig der herben Tragik aus. Sie ergeht sich eher spielerisch in ihr, als daß sie sie ausschöpfte. Alles in allem, sie lebt eher von der Klugheit, die in ihrer Weise sich ein Problem zurechtlegt, (es sich eventuell auch anders zurechtlegen könnte), als von der Empfindung, die in ein Problem bis zu seinen Tiefen untertaucht.

Auf der wirklichen herostratischen Legende baut sich Fulda's Tragödie auf. Man sollte meinen, diese Legende könnte nur schwere, grübelnde Dichtergeister beschäftigen. Am Ende ist aber den geheimnißschwersten Vorgängen mit rationalistischer Fische beizukommen. Geschwindigkeit ist keine Zauberei; man erklärt, man erläutert er, wenn man seinen Witz einigermaßen anstrengt, ist das dunkle Räthsel gelöst.

Nichts ist ungeheuerlich, will man es menschlich begreifen. Vielleicht hat diese ethische Idee dem Autor vorgeschwebt, und da er selber sich müht, künstlerisch zu gestalten, so mußte es ihm nahe liegen, die herostratische That auf künstlerische Gebiet zu verlegen. Man wird aus verlorener Ehre Verbrecher, aus verrathener Liebe Menschenfeind; und so kann das verzierte, unbefriedigte Kunststreben in einem fieberdurchglühten Hirn zum Kunstfrevler umschlagen.

Mit der graufigen Einfachheit der Legende ist es dann freilich vorbei. Hier ist die Ehrbegier an sich in tranthaften Wahnsinn verwandelt; eine seelische Mächterscheinung, die auch manches dunkle Verbrechen unserer Tage begleitet. Bei Fulda spielen sentimentale Liebesmotive hinein.

Manchmal bekommt sie so ein unheilenisches Gesicht, und wenn man will, ein modisches Gesichtchen. Das unheilenische soll uns hier nicht kümmern. Es ist gutes Dichterrecht, eine Legende neu zu prägen; und ein moderner Mann kann nicht anders, als sie mit modernem Geist erfüllen. So wurzelt Goethe's „Iphigenie“ in humanitären Begriffen aus dem 18. Jahrhundert.

Allein zur Neuprägung reichte Fulda's poetische Muskelkraft nicht. Sein gewandter Sinn münzt Verse, die nach Poesie klingen. Sie fliehen leicht beschwingt, nicht selten in reizvoller Anmuth dahin; aber feins ihrer glatten Worte bohrt sich in die Seele. Es sind fertige Begriffe, mit denen Fulda hantirt. Diese Art sagt der durchschnittlichen Empfänglichkeit eines Publikums gerne zu, besonders wenn sie von hülfekundiger Hand eingeleitet wird, wie die Ludwig Fulda's unzweifelhaft ist. Erst wenn derartige Dramen verklingen, merkt der Durchschnittshörer zum Schluß, daß er nicht durch feurige, sondern durch mittlere Temperatur gegangen sei.

Es giebt Künstler, denen das Kunstwerk leicht aufgeht, wie es die Rafael und Mozarte gewesen sein sollen. Das ist eine Annahme, deren Popularität durch andere Phänomene schwer ringender Künstlerschaft nicht beeinträchtigt wurde. An sie schließt sich Fulda an. Man könnte dem Autor da freilich gleich vorweg entgegenhalten: und noch viel mehr giebt es Leute und Leutchen, denen auf Anstich wenig mißlingt, weil sie so gar wenig sich vorgenommen hatten. Ein rafaclischer Künstler indeffen ist der lebensfreudige, glänzende Athener Praxiteles, den der Rath von Ephesos nach Jonien lädt, um für den wunderbaren Tempel der Artemis ein neues Götterbildniß zu formen. Sein Mitbewerber ist der verächtlosere, trostige, von Ehrsucht verzehrte Herostrot. Ihm ist Artemis, die allmütterliche, noch das überhohe, unheimliche Wesen; dem verfeinerten Praxiteles erscheint sie, wie die süße Frauenschönheit selber, wie das Vorbild der jungen Epheserin Althia, die Herostrot liebt. Weibes, Schönheit und Liebesglück, sind dem Nebenbuhler des Herostrot zugefallen. Bei Praxiteles entbrennt Althia ihr Herz, und Herostrot zerkrümmer seinen eigenen Entwurf, als er des Praxiteles herliches Bildwerk erschaut hat. Er erkennt den Abstand zwischen seinem Wollen und seinem Können und wie ein Barbar, der seinen Fetisch züchtigt, rächt er sich an der Göttin, die ihm nicht zu Willen war, die er durch heißestes Flehen nicht zu zwingen vermochte. Er zündet ihren heiligen, großen Tempel an und gewinnt die Unsterblichkeit der Insamie.

Im Theatralischen ist der Vorzug des Werkes zu suchen; also enthält es auch dankbare Rollen; das heißt Gestalten, in denen man sich nicht vergräßen kann, weil ihre täppische Absichtlichkeit so deutlich zu erkennen ist. Da haben wir also den selbstgefälligen Rathsherrn und Philosophen (von Herrn Ludwig gespielt); den „sonnigen“ Sieger Praxiteles, den ein neues Mitglied von gewinnendem, schlicht-lebenswürdigem Temperament, Herr Christian, darstellte; den finster brütenden tragischen Struwwelpeter Herostrot, dem *Matrosky* seine Kraft lieh; und die Raiv-Sentimentale zwischen den Männern im Wettkampf (Hr. P o p p e).

Kunstgewerbe.

— Der Farbenschmelz im Tiefchnitt war ein früheren Jahrhunderten sehr beliebte Art der Schmelzkunst, die dann aber fast ganz in Vergessenheit gerieth. Neuerdings hat ein Frankfurter Bifiseur, Ludwig K l e n t, diese Technik wieder aufgenommen

und jetzt eine Ausstellung solcher Arbeiten in Frankfurt a. M. veranstaltet. Einem Bericht der „Frankf. Ztg.“ über die Technik entnehmen wir folgendes: In eine starke Silberplatte wird mit dem Grabstichel der darzustellende Gegenstand in einem sehr zarten, aber ausdrucksvollen Relief ausgearbeitet, so zwar, daß das ganze Relief unter der Oberfläche der Silberplatte liegt. Mit durchsichtigen Glasflüssen verschiedener Farbe wird nun dies Relief überzogen; da, wo infolge der Unebenheiten des Reliefs die Farbenschicht dünn aufliegt, wird von dem durchschimmernden blanken Metall eine helle Nuance der Farbe erzeugt, während diese in den Tiefen zu einer dickeren Schicht zusammenfließt, die als Schatten wirkt. Diese Art der Schmelzmalerei verbindet mit der metallischen Leuchtkraft der Farben eine große Zartheit der Modellierung. —

Völkerkunde.

g. Chinesische Füße. Man weiß, daß die Schönheit der Chinesischen Frauen zum großen Theil in ihren — verstümmelten Füßen besteht. „Ein nicht verstümmelter Fuß ist eine Schande“, so heißt es bei einem chinesischen Dichter. Die Chinesin ist dementsprechend sehr stolz auf ihre Füße. Aber nur der Gatte darf ihren Fuß bewundern. Wenn eine ärztliche Untersuchung nöthig ist, so belommt der Arzt nur die kranke Stelle zu sehen, der übrige Theil des Fußes bleibt verhüllt. Ueber die Art dieser Verstümmelungen berichtet Skatigan in dem neuesten Heft der „Revue Scientifique“. Er hat das „Glück“ gehabt, den Fuß eines chinesischen jungen Mädchens aus dem Walle zu untersuchen, das in einem Hospital an Tuberkulose gestorben war. Der Fuß war 17 Zentimeter lang. Das ist eine für den chinesischen Fuß schon beträchtliche Länge. Bei den Frauen der höheren Stände darf der Fuß nämlich nicht länger sein als 13 bis 14 Zentimeter. Der Fuß ist stark gebeugt und die große Zehe gedreht. Das Gewicht des Körpers ruht auf dem Ferienbein, das am meisten verstümmelt ist. Die Zehe kommen als Stützpunkt fast gar nicht in betracht. Da die Ferse aber nicht zur Stütze genügt, müssen die Frauen, wenn sie älter werden, fast alle am Stod gehen, die jüngeren Frauen halten sich ohne Stod aufrecht, mit etwas gehobenen Armen und nach vorn gebeugter Brust balanzierend. Wie die Chinesen zu dieser barbarischen Sitte gekommen, ist bis heute noch unaufgeklärt geblieben. Die Ansichten gehen darüber weit auseinander. In China selbst sind mannigfache Legenden darüber verbreitet. Ein chinesischer Historiker verlegt den Ursprung dieses Gebrauchs schon in das Jahr 1100 v. Chr. Die Kaiserin La-ti hatte nämlich einen Klumpfuß. Deshalb überredete sie ihren Mann, der als Pantoffelheld natürlich nachgab, die Füße der chinesischen Frauen so zusammenpressen zu lassen, daß sie denen ihrer Herrscherin gleich würden. So wurde der Klumpfuß das Schönheitsideal der Chinesen. Andere behaupten, daß ein phantastischer Monarch Sang-ti 600 Jahre nach Chr. eine seiner Konkubinen zu dieser Prozedur zwang. Auf ihre Fußsohle ließ er eine Lotusblume einprägen, die sich überall abzeichnete, wo sie ging. Aus diesem Grunde werde noch heute der Fuß der Chinesin „goldene Lilie“ genannt. Nach wieder einer anderen Version wollte der Kaiser Li-go, der 918 n. Chr. in Peking regierte, daß der Fuß einer seiner Frauen die Gestalt einer Mondschel bekäme. Die Höslinge geriethen außer sich vor Entzünden darüber, und so kam diese Fußform in die Mode. Als ein weiteres Motiv wird angeführt, daß die Chinesen die Bewegungsfreiheit ihrer Frauen beschränken wollten, um ihres Besitzes ganz sicher zu sein; denn die Chinesen sind bekanntlich sehr eifersüchtig. Wenn dem so ist, so ist das Resultat jedenfalls nicht sehr günstig: die chinesischen Frauen reiten, tanzen und springen trotzdem. Die Sitte ist häufiger in der Stadt als auf dem Lande. In Peking giebt es sehr wenig Frauen ohne verunstaltete Füße. Aber der Einfluß der Missionäre macht sich schon geltend. Oft freilich sind auch sie machtlos. In den südlichen Provinzen müssen sich die Frauen, die die Waisenhäuser leiten, dazu bequemen, die Füße ihrer Pflegebefohlenen in der angegebenen Weise zu verstümmeln; denn niemand würde sonst die herangewachsenen Mädchen heirathen. Bei den Mandschu-Frauen existirt die Sitte nicht und, als sie sie einführen wollten, wurde ihnen das durch ein kaiserliches Edikt bei Todesstrafe verboten. Dafür ahmen sie aber wenigstens die chinesische Fußbekleidung nach. —

Geographisches.

— Ueber den Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika bringt der „Globus“ nach einem Bericht des Reisenden Hans Meyer interessante neue Mittheilungen. Zum ersten Male wurde die Nordseite des Berges erforscht und von hier aus eine mühevolle Erstiegung der höchsten Spitze, des Nibotrats, unternommen, der von anderer Seite her schon vor 9 Jahren von demselben Reisenden erstiegen war. Die Urwaldgrenzen und Lavaströme im Nordwesten des Berges sind nun bekannt; dort ist ein großes Plateau, Galama genannt, und die Entdeckung von drei großen Gletschern zu verzeichnen, die bei 5200 Metern an die Eishäube des Berges anschließen und deren einen Meyer „Drehschneidgletscher“ nannte. Es folgte eine Untersuchung des nach Westen dem Kilimandscharo vorgelagerten Schragegebirges, die Entdeckung anderweitiger Gletscher im Westen des Kilimandscharo, von denen einer bis 4200 Meter abwärts reicht. —

Geologisches.

— Die Entstehung der geschichteten Gesteine. Die Gesteine, welche Schichtenbildung aufweisen, sind, wie man gewöhnlich glaubt, durch allmähigen, mehrfach unterbrochenen Abfluß aus Gewässern entstanden. Vielfach bemerkt man aber, daß neben der groben Schichtung noch eine feinere, blattweise in einer anderen Richtung verläuft, eine Erscheinung, die als Schieferung bezeichnet wird. Bereits der berühmte Forscher der Gesteinsbildung Daubrée erkannte, daß dies eine Wirkung starken Druckes ist, und seine Theorie ist kürzlich durch Marpmann in Leipzig vervollständigt worden, welcher beobachtete, daß beim hydraulischen Pressen von feinpulverigem Material zu Kunststeinen Schieferung, das heißt blättrige Struktur, auftritt, die man durch Entweichenlassen der Luft vermeiden kann. Die Luft also scheint neben starkem Druck ein Erforderniß zur Entstehung der Schieferung zu sein, und man kann auf diese Weise nicht nur die Entstehung der wirklichen, aus Sedimentärgesteinen gebildeten Schiefer (Urchiefer) erklären, sondern auch diejenigen, zweifellos auf vulkanischem Wege entstandenen geschichteten Gesteine, wie Gneis und Glimmerchiefer. — (Zsch. Mundsch.)

Humoristisches.

— Wehmüthige Erinnerung. A.: Herr Schulze, weshalb sind Sie denn so wehmüthig gestimmt?
Pantoffelheld: „Ach, heute vor zehn Jahren hat es für mich zum letztenmale einen Hausschlüssel gegeben!“
— Wird kaum genügen. Dame (im Hochgebirge): „Ich verschmachte beinahe; ach, wenn wir nur schon der über uns sichtbaren Alpenhütte näher wären!“
Sachse: „Is Ihnen vielleicht mit änem guten Farnrohr gebient?“
— Vegetarianische Variante.
Wo man Kohl isst, kannst du ruhig staten,
Böse Menschen essen Gänsebraten. — (Wegend. hum. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

t. Die Zahl der Selbstmorde, die in einem Jahr auf der ganzen Erde vorkommen, wird von einem Neo-Porter medizinischen Blatt auf 180 000 geschätzt. Die meisten Selbstmorde ereignen sich im Juni, die wenigsten im September. Weinab die Hälfte aller fällt in die Stunden zwischen 6 Uhr morgens und 12 Uhr mittags.
— Für zehn Pfennige kaufte das Provinzialmuseum in Danzig von der Forstverwaltung ein prachtvolles Exemplar einer vorgeschichtlichen Eibe. Es handelt sich um ein sehr großes und festes Stück von 3 1/2 Meter Umfang, das grühte bis jetzt bekannte seiner Art aus dem Regierungsbezirk Marienwerder.
— n. Bei Heilbronn stieß ein Personenzug mit einem Güterzug zusammen, der eben aus dem Bahnhof Karlsbor ausfuhr. An der Stelle des Zusammenstoßes waren gerade Bahnarbeiter beschäftigt. Von diesen wurde einer getödtet und zwei schwer verletzt.
— In der Brigittenau (Wien) auf dem sogenannten Brudershausen, fand die Polizei einen vierzigjährigen Mann unter einer 150 Zentimeter dicken Misthaube erstickt. Es war ein obdachloser Tagelöhner, der durch lange Arbeitslosigkeit zu dem Auskunfts-mittel gegriffen hatte, sich eine Wohnung im Misthaufen einzurichten.
— Der Patient der Rothnagel'schen Klinik in Wien, der, wie kürzlich berichtet wurde, fast dreizehn Jahre infolge progressivem Muskelschwund im Krankenhause gelegen hat, ist jetzt gestorben.
— In Gegenwart der Mutter erschoss in Verbiers ein 14-jähriger Knabe seinen fünfjährigen Bruder mit einer alten Pistole, die, ohne daß er es wußte, noch geladen war.
— Im Hafen von Gatte erfolgte an Bord des mit 30 Tonnen Petroleum beladenen italienischen Dreimastschmurners „Tomaso Pedro“ während der Nacht eine gewaltige Explosion. Der Kapitän und zwei Matrosen wurden verwundet. Das Schiff gerieth in Brand, und die Flammen bedrohten einen neben ihm vor Anker liegenden großen deutschen Petroleumschmurner. Glücklicherweise gelang es dem Lotsenboot „Vigilant“, den „Tomaso Pedro“ an Ketten aus dem Hafen auf See zu schleppen, wo man ihn seinem Schicksal überlassen mußte.
t. e. In den ersten vier Wochen nach Eröffnung der elektrischen Straßenbahn in Kairo wurden nicht weniger als 80 Personen durch Ueberfahren getödtet. Noch jetzt werden wöchentlich etwa 7 bis 8 Personen überfahren.
c. e. In Dolland und Alameda in den Ver. Staaten ist der Verkauf von Zigaretten ausdrücklich durch das Gesetz verboten; trotzdem raucht dort jedermann ganz öffentlich. Denn der Verkauf von Tabak und Papier ist nicht verboten; die Ortsbewohner rollen daher einfach ihre Zigaretten selbst, und alles ist in Ordnung. Wer zu ungeschickt ist, um sich dem Zigarettenrollen zu widmen, bezieht seinen Bedarf aus den Automaten, die nicht als Verkaufs-instrumente gelten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 30. Oktober.